

The image is a vertical rectangular artwork. It features two profiles of a person's head and neck, facing right. The profile on the left is rendered in a light, almost white, translucent style, appearing to be a sketch or a very light wash. The profile on the right is more solid and is filled with a vibrant, multi-layered color palette of reds, oranges, and pinks, with some darker, more saturated areas. The background is a soft, textured wash of light colors, possibly a pale yellow or cream, with some subtle variations in tone. The overall composition is minimalist and evocative, suggesting a duality or a connection between the two figures.

**ANTONIA BAUM**  
**SIEGFRIED**

ROMAN CLAASSEN

Antonia Baum

*Siegfried*



Antonia Baum

# SIEGFRIED

Roman

**claassen**

### Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger  
Waldwirtschaft und anderen  
kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)

Eine Formulierung auf Seite 75 geht zurück auf Franz Kafka,  
eine andere auf Seite 113 ist von Elena Ferrante.



claassen ist ein Verlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

ISBN 978-3-546-10027-4

© 2023 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Arno Pro

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

## *Eins*

Siegfried ist mein Stiefvater, aber er war immer da, ich bin mit ihm aufgewachsen. An dem Tag, an dem ich in die Klinik fuhr, wachte ich morgens aus einem Traum auf, in dem er tot war. Es war die Art von Traum, die nach dem Aufwachen noch ein bisschen bleibt. Das T-Shirt war an der Brust durchgeschwitzt, mein Atem ging zu schnell, und ich hatte das Gefühl, mein Herz würde zittern, nicht schlagen. Durch das offene Fenster hörte ich eine Sirene, sie war zu nah und kam mir unecht vor, aber ich war mir sicher, Siegfried ist wirklich tot. Ich hatte sofort dieses Bild vor Augen: wie seine großen Lederschuhe in die Luft geragt haben mussten, während man ihn auf einer Liege durch die Notaufnahme irgendeines vermutlich ostdeutschen Krankenhauses gejagt hatte, in Potsdam, Dessau oder in Magdeburg, wie beim letzten Mal, und dann tastete ich in unserem Bett nach meinem Telefon, um nachzusehen, ob die Nachricht darüber schon angekommen war. Ich suchte unter der Decke, unter den Kopfkissen, dann schmiss ich einfach das ganze Bettzeug auf den Boden. Mir fiel wieder ein, dass ich die Nacht allein verbracht hatte, und ich sah mich um.

Es war, als hätte jemand die Gewissheit, dass Siegfried tot

ist, vor mir in unserem Schlafzimmer abgestellt, mitten in die bleiche Stille des Morgens hinein, die mir Angst machte, nicht nur an diesem Tag. Ich lief ans Fenster, ich wollte wissen, wo die Sirene herkam, doch da war nichts, nur ein Lieferwagen vor dem Supermarkt schräg gegenüber. Ich wusste, dass ich nicht verrückt war, ich wusste in dem Moment genau, dass die Sirene eigentlich nicht da war; und dass es sein konnte, dass Siegfried wirklich tot war, wusste ich auch. Er hatte einen Herzinfarkt hinter sich und niemals aufgehört, anderthalb Schachteln Marlboro pro Tag zu rauchen. Er trank, schlief zu wenig, arbeitete zu viel, und wenn er essen ging (meistens), bestellte er Fleisch. Wir hatten uns am Vortag gesehen, er war kurz in Berlin gewesen, wir hatten uns zum Kaffee im Hotel Savoy getroffen, weil ich Geld brauchte, und nach dem Aufstehen hatte er das Gleichgewicht verloren und seinen einen Meter fünfundneunzig langen Körper auf mich gestützt. Ich wäre fast mit ihm umgefallen, *spinnst du?*, hätte ich ihn fast gefragt. Sein Gesicht war grau oder eigentlich eher bläulich gewesen. Die Falten hatten noch ein bisschen tiefer gewirkt als sonst, Falten wie Schnitte, die zu den Rasierklingen gehörten, die früher immer bei uns im Bad gelegen hatten, und zu dem scharfen Alkoholgeruch des Aftershaves daneben, wie Noten einer bestimmten Melodie oder eine vertraute Abfolge von Haltestellen auf dem Weg nach Hause. Siegfrieds Falten gehörten auch zu den eckigen Schultern der Jacketts, die er auf seinen Baustellen trug, und zu den Häusern und Büros, die er baute oder bauen ließ, vor allem in Ostdeutschland. Von den Geschäftsreisen hatte er mir früher oft diese kleinen, schön verpackten Hotelseifen mitgebracht und manchmal auch Nähzeug. Damals dachte ich, ihm gehör-

ten die Hotels, aus denen die Seifen kamen, ich dachte eigentlich, ihm gehöre so gut wie jedes Haus.

Es machte mich wahnsinnig, dass mein Telefon weg war, noch einmal hob ich alle Decken und Kissen hoch und warf sie beiseite, und dann lief ich durchs Zimmer, guckte beim Bücherregal, unter der kleinen Bank, die vor dem Bett stand, unter Alex' Kleidern, die darauf lagen. Ich wusste nicht, was ich machen sollte, ich legte mich quer über das Bett auf den Bauch, um ruhiger zu atmen, manchmal half das. Ich sah zum Fenster. Das Licht würde sich jetzt immer entschlossener an den Vorhängen vorbeidrängen, die Farben im Zimmer kräftiger werden lassen, und dann würde es losgehen, alles würde von vorne beginnen und in gleicher Geschwindigkeit. Ich musste mich beruhigen, um da mitmachen zu können. Ich musste Alex dazu bringen, mir zuzuhören, mir zu glauben, sein Vertrauen wiederzugewinnen. Ich musste die Sache mit der Verlegerin und mit Benjamin klären. Ich musste wissen, was mit Siegfried war, und die Sirene musste endlich aufhören.

Ich lag da und atmete, als wäre ich gerannt. Wenn Hilde, Siegfrieds Mutter, mal wieder der Auffassung gewesen war, dass die Menschen um sie herum einfach nicht kapierten, wie gut es ihnen ging, hatte sie mir immer von der Flucht erzählt, während deren sie wochenlang in irgendwelchen Brandenburger Wäldern auf dem Boden geschlafen und Hundefleisch gegessen hatte, von einem Hund, den sie sogar gekannt hatte. Ich musste lachen, weil sie darauf so stolz gewesen war. Dann sah ich plötzlich das Telefon auf der Fensterbank liegen und sprang auf. Der Daumen, mit dem ich das Display entsperrte, zitterte, aber da stand nichts, keine Nachrichten und nichts von Siegfrieds Tod.

Ich schrieb ihm, dass er sich melden solle. Es war sechs Uhr fünfzehn, meistens stand er früh auf, vielleicht rief er gleich zurück. Vielleicht kam der Schrecken nur aus dem Traum, der sich gleich ins Dunkel zurückziehen würde.

Ich setzte mich ans Fußende des Bettes. Draußen schien die Sonne, es würde ein heißer Tag werden. Das Licht fiel wie ein umgefallener Stab an den Vorhängen vorbei auf den Boden. Ich hatte schon immer das Gefühl, dass an heißen Tagen Unglücke passierten, dass man da besonders vorsichtig sein musste, weil die Leute die Nerven verloren. In fünfundvierzig Minuten würde ich den Tisch decken, Frühstück machen, die Tasche packen, die Waschmaschine füllen, meine Liste für den Tag schreiben und dann Johnny wecken, ihr beim Anziehen helfen, ihre Zöpfe flechten, später unbedingt Persil kaufen. Johnny hieß eigentlich Johanna, aber wir sagten Johnny. Alex hatte auf der Couch geschlafen. Das machte er in letzter Zeit häufiger, wenn er getrunken und zu viel gekiffert hatte, aber in dieser Nacht war ich der Grund gewesen. Mein Atem, der sich gerade etwas beruhigt hatte, ging wieder schneller, alles war wieder da.

Er hatte nicht mehr gesprochen, nachdem ich ihm gesagt hatte, dass ich ihn *betrogen* hatte, mit Benjamin. Wir hatten uns in der Küche gegenübergestanden, er barfuß. Gebräunte junge Füße mit hervortretenden Adern, schöne Füße. Während ich immer schneller redete, hielt Alex sich an der Arbeitsplatte fest und beugte den Kopf nach vorne, sodass die hellbraunen Haare sein Gesicht verdeckten. Er sah zweimal kurz hintereinander auf die Uhr an seinem Handgelenk, eine Rolex, die irgendein betrunkenen Gast mal in der Bar vergessen hatte, in der er arbeitete. Normalerweise regte diese Uhr mich auf, aber in diesem

Moment nicht. Er stieß sich mit den Unterarmen von der Arbeitsplatte ab und nahm eine Flasche Wein aus dem Kühlschrank, dann verließ er die Küche. Ich lief ihm hinterher, durch die Wohnung, sogar ins Bad folgte ich ihm. Ich setzte mich auf den Wannenrand und hielt mich da fest, während er duschte, ich bewachte ihn. Ein erniedrigender Vorgang für uns beide, aber das war mir egal gewesen. Die ganze Zeit über hatte ich sein Gesicht beobachtet und gedacht, ich habe ihn kaputtgemacht. Er hatte mich nicht angesehen, seine Augen waren wie zugesperrt gewesen.

Ich verstand nicht genau, warum, aber ich wollte noch zwei Kinder haben, von Alex. Viele meiner Freundinnen hatten in den letzten Jahren geheiratet und Kinder gekriegt, und jetzt waren sie eigentlich alle sauer auf ihre Männer oder hassten sie sogar. Als sie diese Männer mit Anfang dreißig getroffen hatten, waren sie nicht nur die große Liebe gewesen, sondern auch noch pünktlich in den Leben meiner Freundinnen eingetroffen, was eigentlich nicht sein konnte. Eher hatten sie alle zur gleichen Zeit das Gleiche gewollt. Oder gedacht, es zu wollen. Bei Alex und mir war es anders gewesen, wir waren uns wirklich nahe, doch jetzt hatte ich Angst. Dass es so oder auch nur annähernd so sein würde, wie es jetzt war, so schrecklich und klassisch verkorkst, hatte ich immer mit allem, was mir zur Verfügung stand, zu verhindern versucht.

Nach dem Duschen hatte Alex wie erschossen auf dem Sofa gelegen. Er hatte sich nicht noch mehr Wein geholt oder den Fernseher angemacht, sondern nur dort gelegen, auf dem Bauch, und ich hatte noch kurz neben ihm gestanden und seinem regelmäßigen Atem zugehört, der mir maschinenhaft vor-

gekommen war, bis ich mich irgendwann dumm und ungebeten gefühlt hatte und ins Schlafzimmer gegangen war. Die Dunkelheit dort war so unerträglich gewesen, dass ich das Licht wieder angemacht und auf den Tag gewartet hatte. Jetzt war er da, und ich wusste nicht, wie ich ihn überstehen sollte. Mir war heiß, ich hatte das Gefühl, schlecht Luft zu bekommen, und vielleicht kam mir da das erste Mal der Gedanke, in die Psychiatrie zu fahren. Eine meiner verheirateten Freundinnen hatte mir mal von dieser psychiatrischen Ambulanz erzählt, da sollte ein sehr guter Oberarzt sein. Kompetent und pragmatisch, modern, angeblich trug er eine unauffällige runde Brille und einen Bart. Man brauchte keinen Termin, man konnte sich einfach ins Wartezimmer setzen. Niemand, der mich kannte, würde mich sehen, dachte ich. Ich könnte mich da ein bisschen ausruhen.

Die Sirene wurde lauter. Normalerweise waren um diese Zeit nur die Vögel zu hören, zwischendurch die Müllabfuhr. Vielleicht musste ich einfach anfangen, aufstehen, Johnny wecken, und alles würde von selbst besser werden. Ich könnte ins Bad gehen, mein Gesicht unter kaltes Wasser halten, manchmal half das. Mir fiel das Waschmittel ein und dass ich meine Literatursendung vorbereiten musste, die morgen im Radio lief, wie jeden Dienstag. Ich sah aufs Telefon, Siegfried hatte sich nicht gemeldet, ich überprüfte unseren Kontostand, aber das Geld von ihm war noch nicht da. Um fünfzehn Uhr dreißig war das Treffen mit Benjamin und Frau Rieger, der Verlegerin, ich musste vorher noch so etwas wie ein Exposé zustande bringen, was völlig unmöglich war. Der Vorschuss war längst aufgebraucht, ich hätte den Roman schon vor über einem Jahr ab-

geben müssen, aber ich hatte Benjamin immer wieder vertröstet. Bei unserem letzten Treffen hatte ich ihn um mehr Geld gebeten, damit ich schreiben konnte. Alles, was ich brauche, hatte ich gesagt, ist Zeit, und dass ich genau wüsste, was ich schreiben wollte. Das stimmte nicht (dass ich schreiben wollte, schon). Aber mir hatte auch einfach Geld gefehlt, um unseren Dispo auszugleichen, um Schulden zu bezahlen, Löcher zu stopfen. Benjamin hatte mir fünftausend Euro zugesagt, aber er müsse das vorher mit Frau Rieger besprechen, die sich ohnehin freuen würde, mich mal wieder zu treffen. So oder so, hatte Benjamin gesagt, brauche er wirklich etwas zum Vorzeigen. Wenigstens zwanzig Seiten. Ich hatte keine einzige.

Ich saß auf dem Bett, den Kopf in die Hände gestützt, und sah zwischen den Fingern hindurch zum Fenster, das nun mitten in der Sonne lag. Wir würden uns in dem Café am Tiergarten treffen, draußen auf den unbequemen Holzstühlen unter den dunkelgrünen Sonnenschirmen, gegenüber von dem Spielplatz. Benjamin würde trotz der Hitze ein langärmliges Hemd tragen, das aussah wie neu, die oberen Knöpfe geöffnet. Er würde schwitzen, aber unangestrengt wirken; er würde überhaupt nicht gut aussehen, aber irgendwie trotzdem attraktiv. Ich würde sein Parfüm riechen und den Duft wiedererkennen. Und Frau Rieger, die kluge, strenge Frau Rieger, mit den schwarz gefärbten Haaren und der unterspritzten Zornesfalte würde ihre herzlich-professionellen Sprüche machen und dabei so laut lachen, so als würde sie die Leute in ihrer Nähe mit ihrem Lachen besiegen wollen. Es erinnerte mich an das von Siegfried, satt und unaufhaltsam, aber es passte nicht zu den ballettartigen Bewegungen ihrer Hände. Erfolgreiche Frauen in Frau

Riegers Alter versuchten oft, so siegfriedhaft zu lachen, und es ging eigentlich immer schief (es wirkte falsch, irgendwie *deformiert*, auch wenn ich so nicht denken wollte).

Das Treffen war weniger eine Verabredung als eine Bedingung. Benjamin hatte versucht, diesen Eindruck abzuschwächen, er hatte am Telefon gesagt, ich müsse mir keine Sorgen machen, niemand zweifle an meinen Fähigkeiten als Autorin. Es gehe nur darum, noch einmal über *Inhalte* und einen *konkreten Zeitplan* zu sprechen. Dabei wollte Frau Rieger einfach wissen, was los war. Sie wollte wissen, warum das alles so lange dauerte und ich einfach nichts schrieb, verständlicherweise. Siegfried hätte das auch verstanden, er hätte gesagt: Klar, ein Vorschuss muss sich amortisieren. Ich dachte daran, dass Formulierungen wie *amortisieren* und dass Summen *darstellbar* beziehungsweise *nicht darstellbar* waren auf die gleiche Weise zu Siegfried gehörten wie seine Schuhe, das Aftershave und so weiter. Das alles war mir peinlich, aber ich würde etwas Schönes anziehen, den alten Max-Mara-Hosenanzug mit den Punkten von meiner Mutter vielleicht. Ich würde ein stilles Wasser bestellen, wenn wir unter dem grünen Sonnenschirm auf den unbequemen Gartenstühlen saßen, einen Espresso, nichts zu essen, und es wäre gut, wenn es mir irgendwie gelänge, nebenbei zu erwähnen, dass meine Sendung beliebt und die Hörerschaft zuletzt wieder etwas gewachsen war. Denn das würde Frau Rieger gefallen. Sie würde sagen, dass sie, obwohl sie kaum Zeit hatte, versuchte, nie eine Sendung zu verpassen, und wie toll es sei, dass ich den Fokus auf die Würdigung von Schriftstellerinnen legte. Dann würde sie innehalten, mich auf diese kompliziertere Weise anlächeln und verständnisvoll fragen,

wie es denn um den Roman stehe. Benjamin würde daneben sitzen, mit dem rechten Bein wippen, wahrscheinlich würde er, ohne es zu registrieren, sein Telefon aus der Hosentasche genommen und auf den Tisch gelegt haben, er würde es manchmal in die Hand nehmen, damit herumspielen, obwohl er sich das längst abgewöhnen wollte. Insgesamt würde er freundlich gucken und sich nichts anmerken lassen, auch dann nicht, wenn sich unsere Blicke trafen. Und dann würde es sich nicht mehr vermeiden lassen, dann wäre der Punkt erreicht, an dem ich sagen müsste, dass ich keine einzige Seite hatte. *Ich muss leider noch mal von vorne anfangen*, könnte ich sagen, und wenn sie dann wissen will, woran es liegt, worin die Schwierigkeit besteht: *Wissen Sie, ich mag die Probleme meiner Protagonistin nicht. Zu viel Schmerz, zu schwach. Das ist das Problem.*

Ich bin das Problem, Geld ist das Problem, dachte ich. Ich ließ mich rücklings aufs Bett fallen und wiederholte flüsternd, so wie ich früher morgens vor der Schule noch schnell ein Gedicht auswendig gelernt hatte, was passieren musste, damit es weitergehen konnte: das Exposé, das Treffen, die Sendung, das Waschmittel, der Kontostand. Ich musste Siegfried erreichen, ich musste mit Alex sprechen. Um halb sechs musste ich Johnny aus der Musikschule abholen, dann das Abendessen. Ich könnte auf dem Rückweg Pizza aus unserem Lieblingsladen mitbringen, was ich eigentlich nicht mehr machen wollte, um aufs Geld zu achten, aber das war jetzt auch egal. Kurz hoffte ich wirklich, dass Alex mir nach dem Essen zuhören würde, ich hatte für einen Moment dieses Bild vor Augen, wie wir auf dem Sofa Gin Tonics tranken, die dabei halfen. Es wäre so einfach.

Ich liebte Alex, doch ich verlor meine Hoffnung sofort wie-

der und schloss die Augen. Am Ende heißer Tage sahen die Leute immer aus wie geplatzte Tomaten, wegen der Farbe, aber auch weil sie wie beschädigt wirkten, so verletzt. Was wir hier alle immer wieder voneinander verlangten, war einfach falsch, dachte ich. Ich sah auf das Display des Telefons in meiner Hand. Es zeigte an, dass Siegfried nicht angerufen hatte, dass es zwanzig nach sieben war, dass Johnny schon längst hätte aufstehen müssen, ich stand auf, und während ich zur Tür ging, um sie aufzureißen, dachte ich, dass sich unser Schlafzimmer im Laufe des Tages unerträglich aufheizen würde, und dabei hörte ich, wie die Sirene hinter mir lauter wurde, sie klang fast wie ein Tier.

Ich hörte sie auch noch, als ich in der Küche stand, in T-Shirt und Unterhose, schnell atmend, mit vom Körper weggestreckten Armen und Händen, so als würde ich befürchten, von hinten überfallen zu werden. Alex und Johnny waren aufgestanden, ohne dass ich es mitbekommen hatte. Alex stand über die Arbeitsplatte gebeugt, barfuß, in Jeans und weißem Hemd. Das weiße Hemd war frisch gewaschen, ich hatte es gewaschen. Als wir uns acht Jahre zuvor kennengelernt hatten, hatten seine Kleider ganz anders gerochen (fremd, für mich irgendwie blau und nach Platte, Spee). Alex schmierte ein Brot für Johnny, er hob den Kopf nicht, er sagte nichts. Neben der Spüle stand eine leere Flasche Wein, guter Wein, eine Flasche, über die wir ein Jahr lang lachend gesagt hatten, dass wir sie nur noch ein bisschen aufheben würden, für einen besonderen Tag. Ich hatte den Wein vom Sender bekommen, als mein Format mal einen wichtigen Preis erhalten hatte, nun hatte Alex ihn getrunken. Ich wollte ihn anschreien, aber ich tat es nicht (tat es auch sonst so

gut wie nie). Johnny saß am Esstisch auf ihrem Platz, sie redete vor sich hin und spielte mit dem Essen. Als sie mich sah, begann sie sofort zu erzählen. Sie sprang auf mich zu, und dabei fiel ihr Stuhl um. Ich zuckte zusammen, denn normalerweise hätte Alex jetzt gebrüllt oder zumindest die Stimme erhoben, und dann wäre es losgegangen, dann hätte ich besänftigend abwechselnd auf ihn und auf Johnny eingeredet, um zu verhindern, dass es noch lauter wurde, dass etwas kaputtging. Mein Blick wäre Alex und Johnny gefolgt, er wäre fortwährend zwischen den beiden hin- und hergesprungen. Ich wusste, wenn Dinge kaputtgingen, wurde es ernst für Alex, wenn sie sich aus ihrem Rahmen, aus der für sie vorgesehenen Form lösten, er hatte mal gesagt, dass er das brauche, einen festen Rahmen, weil er aus dem Nichts komme, und dabei hatte er gelacht, weil er den Satz so pathetisch fand. Siegfried war bei Krümeln auf der Tischdecke und umgestürzten Gläsern ausgerastet, das war sein Ding gewesen. Ich erinnerte mich an Situationen, in denen er deswegen den Tisch umgeworfen hatte mit allem, was darauf stand, und daran dachte ich, wenn Alex ausrastete, aber nicht währenddessen, da dachte ich gar nichts, erst hinterher. Ich dachte an meine Mutter, die einfach sitzen geblieben war, ohne sich zu bewegen. Sie hatte nur leise gesummt, als wäre sie verrückt oder als machte sie sich über ihn lustig, vielleicht war das sogar das Gleiche gewesen.

An dem Morgen, an dem ich beschloss, in die Psychiatrie zu fahren, rastete Alex nicht aus. Vielleicht war er zu traurig, jedenfalls war er ganz still. Nicht ruhig, still. Er stand an der Arbeitsplatte, ohne sich um den Stuhl zu kümmern, und schäumte Milch auf. Johnny war auf meinen Arm geklettert.

Sie drückte ihren braunen Lockenkopf gegen mein T-Shirt, wischte ihren Marmeladenmund daran ab und redete ununterbrochen. Ich hörte nicht, was sie sagte, wie so oft. Ich nickte nur, denn ich hatte mit der Sirene zu tun, und ich musste Alex ansehen. (Sah er mich an, wie lange würde er mich nicht ansehen?) Außerdem hatte Johnny keinen Zopf, die Haare hingen ihr ins Gesicht. Sie hatte ein Oberteil an, dessen Blau nicht zum Blau ihrer Hose passte, die außerdem zu kurz war, es sah lieblos aus. Ich wollte es ihr sofort ausziehen, da war auch ein Marmeladenfleck auf der Brust, ich musste unbedingt an das Persil denken. (Was war mit Milch, Brot, war noch genug Olivenöl da?) Johnny hörte nicht auf zu reden, sie fasste mir ins Gesicht, zog an meinem Ohr und rief *Mama*, aber ich sah zu Alex und der offenen Milchpackung auf dem Tisch. Ich suchte den Tisch, die Arbeitsplatte, die übrigen Flächen mit den Augen nach der Verschlusskappe ab (Alex verschlammte oft einfach die Verschlusskappe). Ich sah Milchtropfen und eingeweichte Cornflakes auf dem Boden neben dem umgefallenen Stuhl, neben der Spüle stand dreckiges Geschirr, Alex' Gitarre lag auf der Bank, die vor dem Küchentisch stand. An einem normalen Morgen wäre ich losgelaufen und hätte die Ordnung wiederhergestellt, dabei hätte ich Alex höflich und aggressiv darum gebeten, die Milchpackung zuzuschrauben, ich hätte versucht, Streit zu vermeiden, aber wir hätten uns wahrscheinlich trotzdem gestritten.

An diesem Morgen war es anders. Ich hielt die plappernde Johnny regungslos auf dem Arm und stand vielleicht zwei Meter von Alex entfernt, der den Kopf in den Nacken legte und seinen Espresso austrank. Ich bewegte mich nicht, aber ich

sagte laut und deutlich: Ich höre seit heute früh um sechs Sirenen, hörst du das auch?

Das Geräusch war zwar leiser geworden, aber es klang echter. Alex antwortete nicht, womit ich gerechnet hatte, doch es traf mich trotzdem. Er kam auf Johnny und mich zu, ohne mich anzusehen. Er sagte zu Johnny, dass es schon spät sei, er nahm sie mir aus den Händen, als habe das so seine Richtigkeit, und verließ mit ihr die Küche. Ich muss einen längeren Moment gebraucht haben, denn als ich in den Flur kam, hatten beide ihre Schuhe schon an, und die Wohnungstür war auf. Alex trug seine Sonnenbrille, ich roch sein Parfüm und wusste, dass ich überhaupt nichts tun konnte. Er nahm Johnny bei der Hand, wie immer sah er im Moment des Gehens besonders gut aus. Bis später, Johnny, rief ich und wollte ihr nachgehen, sie noch mal anfassen, aber bevor ich mich bewegen konnte, fiel die Tür ins Schloss.

Mir kamen die Tränen, ich fing sofort wieder an, mein Telefon zu suchen, und dabei dachte ich an die Möglichkeit, in die Psychiatrie zu fahren. Ich fand es auf der Fensterbank in der Küche und fühlte Erleichterung und fast so etwas wie Dankbarkeit, als es glatt und klar in meiner Hand lag. Ich ging ins Bad, setzte mich auf den Toilettendeckel, drückte auf den Knopf in der Mitte, der Bildschirm erstrahlte. Siegfried hatte sich noch immer nicht gemeldet, aber mein Atem verlangsamte sich etwas, mein Rücken wurde runder, als ich meine Social-Media-Apps öffnete und Bilder ansah, eins nach dem anderen, der geordnete Strom der Fotos, der nie endete und der aus den anderen bestand, aber aus mir irgendwie auch. Wahrscheinlich wäre ich lange so sitzen geblieben, aber dann sah ich plötzlich

Benjamin, der Selina im Arm hielt, auf einer Lesung einige Tage zuvor. Sie war schön, jünger als ich, und bald würde ihr erster Roman erscheinen. Sie legte den Kopf schief, hielt den rot geschminkten Mund leicht geöffnet, sie trug eine Bomberjacke. Ich schloss die Augen, ich wollte Selina nicht sehen, und mir gefiel nicht, wie ich sie ansah. Ich kannte das Gefühl, wenn Frauen einen umbringen wollten. Es war eine so alte, simple Geschichte, aber so war es. Ich wollte das Telefon auf die Kommode rechts neben der Toilette legen, doch dabei rutschte es mir aus der Hand und knallte auf die Fliesen. Als ich es aufhob, war das Display zersplittert, das obere Drittel leuchtete in Spektralfarben, nur der untere Teil wurde noch angezeigt, und ich weiß noch, dass sich in diesem Moment all die Dinge, die ich in Ordnung bringen musste, übereinanderwarfen. Es war wie eine Explosion, wenn etwas unter hohem Druck zerreißt und einen Augenblick lang alles in der Luft steht.

Aber die Sirene hörte auf.

Auf der Rückbank des Taxis trug ich keine Schuhe, aber dafür einen Trenchcoat. Ich hatte nicht wie sonst die Nylonhandtasche meiner Mutter dabei, ich hielt meinen Rechner mit beiden Händen auf dem Schoß fest. Ich hätte nicht sagen können, was seit der Situation im Badezimmer passiert war. Es beunruhigte mich aber nicht sehr, ich fand meine Idee, in die Psychiatrie zu fahren, sehr gut. Jemand würde mir sagen, was mit mir los war, dieser Arzt würde mir helfen, die Dinge zu sortieren, ich hatte mir sogar seinen Namen notiert. Ich würde dort sitzen und für Reihenfolgen nicht zuständig sein. Es würde eine Diagnose geben. Ich bildete mir die Dinge nicht ein, ich war keine Simu-

lantin, ich war nicht überempfindlich. Ich war auch nicht ver-  
rückt, es gab Gründe.

Ich legte den Kopf an den Rücksitz und sah aus dem Fenster, auf den Verkehr, die Leute und alles drum herum. Ich war froh, damit nichts zu tun zu haben, und mir fiel nichts dazu ein. Ich sah die Straßenzüge und die pastellfarbenen Gründerzeithäuser nicht, weder die nackten, denen man den Stuck abgeschlagen hatte, noch die anderen, die ihn hatten behalten dürfen. Ich sah die wenigen übrig gebliebenen Lücken und Brandmauern nicht, nicht die hässlichen, nach der Wende aufgestapelten Zweckgebäude in den Baulücken, nicht die neuen, etwas brutal wirkenden Blöcke, die aussahen, als würden sie mit sich selbst nichts zu tun haben wollen. Ich sah nichts davon, und auch das fiel mir nicht auf. Ich empfand nur ein wenig Einsamkeit, vielleicht weil ich nicht beschreiben konnte, was ich sah, aber ich weiß noch, die Blätter der Bäume bewegten sich im Wind hinter der blauen Tönung der Scheibe, und das Auto war sehr leise. Es wirkte wie ein Trick oder ein Scherz, als plötzlich die Sirene wieder losging.

Als ich etwas später vor dem Eingangsportal stand, war sie wieder verstummt. Die Ambulanz befand sich im dritten Stock eines roten Backsteingebäudes, das zu Beginn des vorigen Jahrhunderts gebaut worden war. Im Aufzug fehlte der Spiegel, was mich nervte. Ich stand vor einer leeren Metallwand, und es war, als bliebe man mir eine Antwort schuldig. Bei uns zu Hause hatte neben dem Spiegel im Eingang früher eine dunkelbraune Bürste gelegen, mit der Siegfried über seine Jacketts gestrichen hatte, bevor er gegangen war. Wenn wir gemeinsam das Haus verließen, meine Mutter, er und ich, hatte er auch uns manch-

mal abgebürstet, halb im Scherz, aber eben doch geübt und mit einem Interesse für das Ergebnis. Ich hatte mit den Augen gerollt, aber irgendwie hatte ich es auch gemocht.

Im dritten Stock roch es nach Stein, Putzmittel und Essen. Wahrscheinlich war in der Nähe eine Kantine. Die Decken waren hoch und weiß, daran hingen runde alte Lampen, auch die Fenster und die Heizkörper waren alt, und der Linoleumboden glänzte grau. Ich hatte meine Mutter manchmal von den Linoleumböden erzählen hören, über die man hatte gehen müssen, wenn man sich in Ost-Berlin aufhielt, und dass das Putzmittel dort ganz speziell gerochen habe. Es war, als ob fast jeder Mensch, mit dem Siegfried und meine Mutter befreundet waren, das irgendwann mal sagte, so als müsse es der Richtigkeit halber erwähnt werden. Damit schien irgendeine kurze Befriedigung verbunden zu sein, aber was da befriedigt wurde, war nicht klar. Später war ich dann selbst viel über Linoleumböden gegangen, in Amtsgebäuden, Universitätsgebäuden, Krankenhäusern im Osten Berlins, aber ich hatte keinen besonderen Geruch ausmachen können. Es war eher ein Moment gewesen, in dem ich an Siegfried und an meine Mutter dachte, an zu Hause.

Das Wartezimmer in der psychiatrischen Ambulanz war groß, und als ich sah, dass da schon acht oder neun Leute auf festgeschraubten, u-förmig angeordneten roten Metallstühlen saßen, verließ mich kurz der Mut. Die Enden des U liefen auf die Anmeldung zu, die gerade nicht besetzt war. Der vorderste Platz auf einem der Enden war frei, dorthin setzte ich mich und versteckte meine nackten Füße unter dem roten Metallstuhl. Von hier aus konnte ich alles überblicken, die Anmeldung, das

Wartezimmer, den Flur und auch die gegenüberliegenden Sprechzimmer. Frauen in blauen Kitteln liefen auf und ab, Menschen kamen und setzten sich, suchten etwas in ihren Handtaschen oder Hosen. Trotzdem war es ein ruhiger Ort.

Ich spürte, wie müde ich war. Ich beschloss, erst mal nur sitzen zu bleiben und zu überlegen. Vielleicht konnte ich ein bisschen an dem Exposé arbeiten, vielleicht ginge es hier überraschend gut. Aber vorher wollte ich kurz die Augen schließen.

## *Zwei*

Meine traurige, schöne Mutter musste aufpassen, dass Siegfried sie nicht betrog, wenn er auf Geschäftsreisen ging, und deswegen fuhr sie meistens mit. Weil Siegfried häufig verreisen musste und Geschäftsreisen nichts für Kinder waren, wohnte ich dann bei Hilde, der Mutter von Siegfried, und wenn ich heute daran zurückdenke, vor allem an die Sache mit den Spiegeln, dann kann ich immer noch nicht sagen, wer von uns beiden damals eigentlich verrückt war, sie oder ich.

Sie wollte nicht Oma genannt werden, das hatte sie mir gleich gesagt, als wir uns besser kennenlernten. Ich war etwa vier und überreichte ihr einen Blumenstrauß, wie meine Mutter es mir aufgetragen hatte, und als wir allein waren, sagte sie: Ich bin deine Großmutter, aber du nennst mich nicht Oma. Du nennst mich Großmutter, wenn deine Eltern dabei sind, und Hilde, wenn wir allein sind. Sie sagte das später immer wieder, obwohl es mir niemals eingefallen wäre, sie Oma zu nennen. Ich wusste, dass sie es albern fand, und sie hasste Albernheiten. Albernheiten waren: der kleine Hund von Hildes Nachbarin, weil sie fand, dass Hunde groß sein mussten, wozu sonst waren Hunde gut, außer zum Großsein. Albern war, wenn ich pinkeln

musste und von *Pipi* sprach. Hilde schüttelte sich, wenn sie das Wort *Pipi* aussprach. Albern war es, wenn man sich, stand man nach dem Fernsehen aus dem Wohnzimmerstuhl auf, dabei abstützte und nicht aus eigener Kraft, nämlich *aus der Beinkraft*, in den Stand kam. Sie sagte, das Aufstehen müsse *federnd* passieren, und machte es mir vor. Albern war es, lange zu schlafen, Krankheiten und insbesondere Kopfschmerzen zu haben, langsam Auto zu fahren, Autos zu fahren, die kein Mercedes waren, und lange zu duschen. Albern waren Leute, die nicht das große Lateinum hatten und kein Altgriechisch konnten. Albern war Englisch, noch schlimmer war amerikanisches Englisch, aber dafür liebte sie Französisch und fand nichts alberner als fehlerhaftes Französisch. Sie war Teil eines Französischclubs für Seniorinnen, in dem jeden Montagnachmittag über französische Literatur gesprochen wurde. Wenn sie zurückkam, sagte sie, dass die Seniorinnen albern waren und sie mit deren Geplapper nichts anfangen konnte. Ich mied alles, was Hilde albern fand, aber ihr System war nicht immer durchschaubar.

Sie wohnte in einer kleinen gelben Villa am Hardtwald im Nordosten von Bad Homburg. Die Villa war von einem großen Garten umgeben, den ein Mann pflegte, den sie *den Polen* nannte und vom Fenster aus beobachtete. Drinnen war es dunkel, die schweren Möbel glotzten, als hätten sie etwas zu ver raten und würden darunter leiden, dass sie es nicht konnten. Es roch nie nach Essen, es roch überall nach dem Kopf, den Haaren, dem Hals, dem Torso von Hilde, also nach viel Make-up, Männerparfüm und Duschen nicht mehr als nötig. Ich mochte diesen Geruch. War ich bei ihr, duschte ich auch nicht mehr als nötig, weil ich wusste, dass ihr das gefiel. Man betrat ihr Haus

durch einen Vorraum, in dem der Garderobenschrank mit einer großen verspiegelten Tür stand. Neben dem Spiegel stand eine Vase mit verstaubten Trockenblumen, daran baumelte ein goldener Weihnachtsengel ohne Kopf, dessen Lack abgeplatzt war, und dieses Arrangement stand dort das ganze Jahr über, seit ich denken konnte. Wann immer ich den Vorraum betrat, fiel mein Blick auf diese Vase, und dann dachte ich, dass mit Hilde irgendetwas nicht stimmte und sie keine richtige Frau war. Nicht wie meine Mutter, bei der die Blumen frisch waren.

Einmal, es war am Anfang der Sommerferien, mussten meine Eltern für längere Zeit nach Amerika, und wir standen mit meinem Koffer zu viert in diesem Vorraum. Hilde küsste mich knallend, sie drückte mich zusammen wie jemand, der nicht oft Leute umarmte und zeigen wollte, dass er es konnte. Ich guckte auf die Trockenblumen, den einsamen Engel und dann in den Spiegel, wo ich sah, wie Hilde mich umarmte. Ich sah, dass ich wegen des Drucks, den sie auf meinen Körper ausübte, den Mund verzog, dann wandte ich meinen Blick schnell von dem Spiegel ab und entspannte meine Gesichtszüge. Als die Umarmung fertig war und Hilde wieder mit etwas Abstand vor mir stand, strich meine in diesem Abschiedsmoment vollkommen wache Mutter mir vorsichtig eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Sie sortierte meinen geflochtenen Zopf vom Rücken auf eine Schulter und zog den Kragen des Matrosenkleids glatt, das Siegfried mir einmal mitgebracht und das sie mir für diesen Tag rausgelegt hatte. Ihre Hände lagen auf meinen Schultern, als zögerte sie, mich herzugeben, und dabei erklärte sie Hilde alle möglichen Sachen, auf die sie achten sollte, schnell und mit Worten, die aneinanderstießen. Immer wenn

sie mit einem Organisationspunkt fertig war und die Stimme senkte, wenn es für eine Sekunde still wurde, fiel ihr noch etwas ein, sie holte Luft, setzte wieder an, und man konnte sehen, dass sie froh darüber war. Sie hatte oft ein schlechtes Gewissen, wenn es um mich ging, und es quälte sie. (Ich weiß das, und ich verstehe es, inzwischen verstehe ich es, denn: Wie schlecht ist man im Vergleich zu dem, was gut wäre – und wie soll man mit diesem Terror fertigwerden?)

Ich wusste genau, wann meine Mutter von ihrem Gewissen überfallen wurde. Dann verschwand kurz der Nebel um sie herum, und sie versuchte hektisch, irgendetwas zu veranlassen. Meistens kam sie schnell angelaufen. Sie stellte sich plötzlich vor den Fernseher, sie rief *Schluss* und machte ihn aus, einfach so, als wäre irgendetwas passiert. Sie machte ihn aus, obwohl der Film noch nicht vorbei war und es für uns, wie es war, gut gewesen war: sie in der Küche, beschäftigt mit irgendeiner Tarte für Siegfried, ich auf dem Sofa vor dem Fernseher. Oder sie kam in mein Zimmer gerannt und sagte, dass sie mich beim Ballett angemeldet habe, weil sie zuvor erfahren hatte, dass Sabrina aus meiner Klasse dahin ging. Sie meldete mich an, obwohl nichts darauf hindeutete, dass ich Ballett tanzen wollte. Oder sie holte eine wärmere Jacke für mich, die sie mir hinhielt wie einen Notfall, obwohl mir nicht kalt war, oder sie sagte, dass ich jetzt aber aufhören müsse zu schwimmen, obwohl ich nicht fror und die beste Zeit überhaupt hatte. Ich machte kein Theater wegen des Fernsehens, ich zog die Jacke an, und ich kam aus dem Wasser, denn wenn es Ärger gab, redete sie danach noch weniger als sonst, und damit konnte ich nicht umgehen (der warme, weich und süß riechende Hals meiner Mutter, ich

musste zumindest theoretisch jederzeit Zugang zu diesem Hals haben). Ich fand die Ballett-Fernseh-Jacke-Übungen meiner Mutter schon als Kind sinnlos, aber sie brauchte sie, und sie war dafür besonders anfällig, wenn andere ihr zuguckten. Andere Mütter, mein Vater, Hilde.

Als wir dort in dem Vorraum standen und uns verabschiedeten, sagte meine Mutter also alle möglichen Dinge zu Hilde: dass ich mir zweimal täglich die Zähne putzen müsse und dass ich nicht länger als eine Stunde pro Tag fernsehen dürfe, weil das schlecht für mein Gehirn sei. Sie sagte, dass ich Mathe üben solle und Eisenmangel habe. Der Eisenmangel war ein Problem, ich war sehr dünn und blass und zu klein. Es gab noch mehr Probleme: Kai und Christian hatten gesagt, niemals wäre ich mutig genug, den toten Vogel zu untersuchen, den wir auf dem Nachhauseweg von der Schule auf dem Bürgersteig gefunden hatten, und da hatte ich meinen Füller genommen und ihn in die kleine Brust des Vogels gerammt. Das Erstaunliche war gewesen, dass es ganz leicht gegangen war. Es hatte nur einmal am Anfang etwas geknackt, danach war kein, überhaupt kein Widerstand mehr da gewesen, es war wie in Luft stechen. Ich hatte den Vogel angestarrt, das Blut, die kleinen unordentlichen Federn rings um den Einstich, und dann die Jungs, die sich auf ihre Fahrräder setzten und wegfuhrten. Der Vogel war schon tot gewesen, aber sie hatten es am nächsten Tag der Lehrerin erzählt, die entsetzt gewesen war. Frau Hirsch meinte das nicht böse, sie war eigentlich nett. Das war sie wirklich, auch wenn die freundlichen Ermahnungen, die sie ein bisschen beleidigt aussprach, besonders in Bezug auf diese *Sache*, gar nichts brachten. Die *Sache* war: Wenn ich mich auf irgendetwas kon-

zentrierte und zuhörte, kniff ich die Augen zusammen, zog die Oberlippe nach oben und schüttelte heftig den Kopf. Es passierte erst seit Kurzem, nicht jeden Tag und nur, wenn ich nicht aufpasste, es dauerte auch nie länger als vielleicht fünf, sechs Sekunden. Aber es sah nicht gut aus. Kai und Christian begrüßten mich morgens auf dem Schulhof, indem sie mich nachmachten und *Behindi* riefen. Außerdem war noch etwas Neues dazugekommen, viel zu früh. Ich war neun und dünn wie ein Strich, aber unter den Brustwarzen, zwischen Haut und Rippen, schollen zwei entzündete, heiße Knoten an. Christian hatte in einer Pause gerufen, dass sie aussähen wie zwei Nasen, aber er würde mir eine Schokomilch bezahlen, wenn er mal anfassen dürfe. Das wusste Frau Hirsch nicht, sie wusste nur, dass ich einem Vogel einen Stift in die Brust gesteckt hatte, und aus diesem Grund rief sie meine Mutter an und erzählte ihr davon. Sie erzählte ihr außerdem, was meine Mutter schon wusste, dass ich sehr dünn und sehr blass sei, und sie sagte, dass ich dem Unterricht und vor allem dem Mathematikunterricht oft nicht folgen würde und vielleicht besondere Unterstützung bräuchte. Manchmal, so erzählte es meine Mutter Siegfried weiter, sitzt sie da, als würde sie nichts hören oder unsere Sprache nicht sprechen, und sie hat sie gefragt, was acht minus drei sei, und sie konnte es nicht sagen, und dann noch das mit dem Gesicht. Frau Hirsch sagte nicht, dass ich dumm sei oder in eine Sonderschule gehen solle, aber ich glaube, das meinte sie.

Als wir in dem Vorraum der Villa von Hilde standen, um uns zu verabschieden, verschwieg meine Mutter das mit dem Vogel, sie erwähnte nur das Eisenproblem und das Schulproblem und worauf Hilde achten solle. Hilde nickte, sie lief mit schnellen

Schritten in die Küche, sie holte Stift und Zettel und notierte in ihrer krakeligen Schrift, die aussah, als würden die Buchstaben schreien oder kotzen, was meine Mutter gesagt hatte. Siegfried sah auf den Boden, ich wusste, dass er loswollte. Ich griff nach seiner Hand, die er kurz lose hielt, bis er sich befreite, um sich durch die Haare zu fahren. Er sagte, sie müssten langsam wirklich zum Flughafen. Hilde sagte seinen Namen, *Siegfried*, sagte sie, und das tat sie in seiner Gegenwart oft, aber er guckte sie nicht gerne an. Ich hatte mal gehört, wie er zu meiner Mutter gesagt hatte, Hilde sei schrecklich, besessen, eine Fanatikerin, eine *alte Nazisau*, er könne ihre Anwesenheit nicht ertragen. Dabei war seine Anwesenheit alles, was Hilde wollte, nur seinetwegen hörte Hilde meiner Mutter zu, als sie ihr erklärte, worauf mich betreffend zu achten sei. Sie hörte ihr zu, weil sie die Frau ihres *Siegfried* war. Nur wegen *Siegfried* entging Hilde kein Wort meiner Mutter, kein Gesichtsausdruck, kein neuer Schuh, kein neues Schmuckstück und was genau meine Mutter aß und wie viel, wenn wir sie besuchten oder die beiden mich bei Hilde ablieferten. Hilde kam so gut wie nie zu uns. Wir kamen zu ihr.

Hilde und meine Mutter mochten einander nicht besonders, aber sie klammerten sich in ihrer Verrücktheit nach Siegfried aneinander, sie telefonierten, brachten sich gegenseitig auf den neuesten Stand, arrangierten Besuchswochenenden, die Siegfried wortkarg absolvierte. Die Stimmung war nicht gut, aber ich mochte, dass er wenigstens nicht laut wurde, wenn wir bei Hilde waren. Beim Abendessen, wenn er genug getrunken hatte, begann er auch ein bisschen zu erzählen, vor allem von seinen Erfolgen im Beruf. Und dann ging es los, dann holte

Hilde den teuren Grappa und redete von ihm, von *Siegfried*, und dem Enkelsohn, den sie sich wünschte, und meine Mutter brachte mich ins Bett, weil es schon spät war. Mich mochte Hilde auch nicht besonders und ich sie auch nicht. Obwohl, so stimmt es nicht ganz. Ich fand Hilde gefährlich, aber sie hatte etwas, das ich wollte.

Das Gute an den Wochen bei ihr war, dass sie nicht so oft ins Leere guckte wie meine Mutter und nicht so viel arbeitete wie Siegfried. Denn das war es, was er tat: Er arbeitete. Er ging zur Arbeit, kam von der Arbeit, redete von der Arbeit, musste noch mal zur Arbeit. Wenn er zu Hause war, arbeitete er in seinem Arbeitszimmer, und dann waren wir leise. Meine Mutter hatte ebenfalls viel zu tun, immer. Sie rannte umher, obwohl sie es hasste zu rennen, aber sie geriet in Panik, wenn es einmal keinen Grund dazu gab, und deswegen konnte sie nicht damit aufhören, Situationen zu schaffen, in denen es einen Grund zum Rennen gab. Sie räumte auf, schaffte Dinge an und entsorgte andere, sie machte sauber und beseitigte Spuren, alles für Siegfried, der nervös wurde, wenn etwas nicht an seinem Platz stand. Zusammenfassend kann man vielleicht sagen, dass wir uns alle ungeheuer anstregten. Wir aßen pünktlich, das Essen war gut, es war wie eine Entschädigung oder ein Zeichen dafür, wie viel guter Wille eigentlich da war. Siegfried sah auf seinen Teller, das Essen verschwand in ihm, bis nichts mehr zurückblieb, meine Mutter guckte über ihren Teller zu Siegfried, und wenn er nicht da war, guckte sie dorthin, wo er sonst saß, vor den Fenstern. Sie sah zum Fenster, ich sah zu meiner Mutter. Die Luft stand als etwas Trauriges, für das sich niemand Zeit nahm, zwischen dem gesaugten Boden, den geputzten Flächen

und den makellosen Möbeln von Thonet, Ligne Roset oder USM Haller, die von Siegfried ausgesucht und von meiner Mutter gepflegt wurden. Ich hatte keine Ahnung, was die beiden da eigentlich miteinander machten und warum.

Bei Hilde war es anders, sie war da, und sie hatte einen Plan für mich. Sie fuhr mit mir auf einen Parkplatz und brachte mir bei, wie man ein Auto bedient. Die wenigsten können wirklich Auto fahren, sagte sie. Oder: Die Leute denken nicht nach, sie haben Angst, wie die Bekloppten! Auf der Straße musst du dir dein Recht nehmen! Sie zeigte mir in Büchern die Anatomie des menschlichen Körpers. Das Gehirn eines erwachsenen Mannes ist etwa tausendvierhundert Gramm schwer, erklärte sie mit glänzenden Augen. Das Gehirn ist ein Meisterwerk! Sie hatte eine Trillerpfeife um den Hals, wenn sie morgens am Pool in ihrem Garten stand und auf mich wartete. Ihre kleinen blauen Augen schwammen wie elektrische Fische in ihren Höhlen, und jedes Mal wenn meine Mutter mich bei Hilde ab-lieferte, weil sie auf Siegfried aufpassen musste, jedes Mal wenn die mit braunem Leder bezogene Tür ins Schloss fiel, wurde ich wieder süchtig danach, das Blau in ihren Augen anzuzünden.

Wir verabschiedeten uns. Ich lächelte meine Mutter an und sagte etwas Gutgelauntes, nachdem ich mich an sie gepresst und ihren Geruch eingesogen hatte. Ich erinnerte Siegfried daran, mir eine Mickey Mouse mitzubringen. Ich sagte das, weil er mir sonst immer Kleider mitbrachte, denn es machte ihm Spaß, mich schick anzuziehen. Ich sagte es aber auch, um irgendetwas zu sagen, was kein Problem war. Seine große, warme Hand lag auf meinem Nacken, ich streichelte seinen Arm, drückte sein Handgelenk. Wir drei lächelten. Wir lächelten,

wenn wir auseinandergingen, daran dachte ich später häufiger. Ich sah kurz in den Spiegel, um zu sehen, wie ich lächelte. Es sah nicht dumm aus oder falsch, es war okay. Im gleichen Moment sah auch Hilde in den Spiegel, und unsere Blicke trafen sich. Es flackerte, mich durchfuhr etwas, ich sah, wie Hilde im Spiegel ihr Gesicht zu einer grinsenden Grimasse verzog. Ich verstand es nicht, ich wandte ihr sofort den Kopf zu, aber die Grimasse war weg. Ich war mir sicher, dass sie da gewesen war, hässlich und böse, aber Hilde lächelte und klatschte schon wieder in die Hände. Kommt, kommt, kommt, sagte sie. Und: Siegfried, ich bitte dich, macht euch keine Sorgen, das ist jetzt wirklich albern. Sie nahm Siegfried bei den Schultern, drückte ihm einen lauten Kuss auf die Wange, der etwas zu nah an seinem Mund war, und tätschelte ihm das Gesicht. Für meine Mutter gab es links und rechts einen Kuss ohne Berührung. Ich habe zu tun, rief sie und flüchtete, und wir waren kurz allein. Siegfried ergriff die Türklinke, er drehte sich noch einmal zu mir um und nickte. Dunkelblauer Anzug, dazu die dunkelrote Krawatte. Seine Lederschuhe machten auf dem Steinboden ein schnelles, kratzendes Geräusch, das sich nach Öffentlichkeit anhörte. Meine Mutter folgte ihm, raschelnd und eilig, sie trug den gepunkteten Max-Mara-Hosenanzug mit den weiten Beinen und dem Ledergürtel, darüber den Trenchcoat und in den Haaren die zwei grünen Kämmе, die aussahen wie Vögel. Wie schick die beiden aussahen und wie unglücklich. Ich lächelte noch einmal, sie lächelten zurück, dann das Geräusch der Haustür, und ich heulte nicht, natürlich nicht. Abends saßen Hilde und ich dann in den Chippendale-Sesseln, die nicht verrückt werden durften. Hilde kannte den Abstand, und sie kon-

trollierte ihn, sie mussten genau so bleiben. Denn sonst, hatte sie mir erklärt, müsse man sie wieder zurückrücken und dazu habe sie keine Lust. *Ich bin doch nicht bekloppt!* Wir saßen da und hielten uns über die Lücke zwischen den Sesseln hinweg bei den Händen. Das machten wir immer so und guckten dabei die *Tagesschau*, niemand sagte etwas, hin und wieder war nur das Krachen der alten Salzstangen zu hören, die wir aßen. Ich mochte das. Sonst waren Hildes Hände schnell und immer in Bewegung, aber wenn wir so nebeneinandersaßen, waren sie ruhig. Lang, zart und stark hielten ihre Hände meine fest. Hilde mochte vielleicht nicht besonders, wie ich war, aber es gefiel ihr, wenn wir so nebeneinandersaßen. Ihr gefiel, dass es jemand gab, der bereit war, das mit ihr zu tun, dasitzen und sich festhalten. Manchmal lächelte sie. Als wäre sie verblüfft über sich, aber auch stolz. Siegfried hätte das sehen sollen, er hätte sehen sollen, dass sie dazu *durchaus* in der Lage war.

Meine Mutter sah aus wie die Frauen aus den Zeitschriften, die sie las, und war deswegen viel im Badezimmer. Sie wollte dort allein sein, sie schloss ab, ich durfte auch nicht ihre Cremes anfassen. Bei Hilde dagegen durfte ich dabei sein, wenn sie sich morgens zurechtmachte, um sieben Uhr ging es los. In ihrem Badezimmer gab es zwei Waschbecken, die Ablage des einen war vollgestellt mit Tuben und Flaschen, die andere war leer. Als er noch lebte, hatte sich dort Hildes Mann Heinrich gewaschen, dem seit dem Krieg ein Bein gefehlt hatte und der auf den Fotos, die mir Siegfried gezeigt hatte, sehr gut ausgesehen hatte. Er war Richter gewesen und hatte, das wusste ich von Siegfried, *mit Depressionen zu tun gehabt*. Kurz bevor Siegfried